

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 16 (1956-1957)
Heft: 4

Artikel: Marienkind : eine Märchendeutung
Autor: Erni, Chr.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Marienkind

Eine Märchendeutung

Von Chr. Erni

Als die Brüder Grimm 1812 und 1815 ihre «Haus- und Kindermärchen» in erster Auflage erscheinen ließen, konnten sie kaum ahnen, welch gewaltiges neues Arbeitsgebiet sie der Wissenschaft zuführten, ja aus Wilhelm Grimms liebevoller Beschäftigung mit den Fragen, die ihm die Märchen aufwarfen, erwuchs ein besonderer Zweig der Wissenschaft, die Märchenforschung. Dankbar für in der Kindheit empfangene Eindrücke, faßten die Brüder Grimm die Märchen als Volksdichtung auf, unberührt vom Literaturbetrieb der Zeiten und treu bewahrt vom einfachen Landvolke. Dieses alte Volksgut wollten sie festhalten, solange es noch möglich war, und den Kindern deutscher Sprache weitergeben und all jenen, welche Poesie nicht so sehr im Geistreichen und Aktuellen finden, sondern im «Ruhigen, Stillen, Reinen»; denn «was so mannigfach und immer wieder erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut.» (Vorwort zur 2. Auflage 1819.)

Neben dem liebevollen Sammeln, dem ordnenden Sichten und der Sorge um den gemäßen Ausdruck beschäftigte sich vor allem Wilhelm Grimm mit den Fragen der Herkunft der Märchen, und er glaubte, in ihnen «Anschauungen und Bildungen der Vorzeit» enthalten zu sehen. Genauer drückte er sich in seiner Einleitung zur Ausgabe von 1819 «Über das Wesen des Märchens» aus: «Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein bloßes Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt ineinander schlägt, sondern es läßt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. *Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volkes entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet*» (Kleinere Schriften, Bd. I, S. 388). Er versuchte dann aus den Märchen eine verschollene germanische Mythologie herauszulesen und also dadurch einen Beitrag zur Kenntnis des deutschen Altertums zu leisten. Ganze Generationen von Forschern sind seither der Verbreitung, dem Wesen, der Herkunft, der Geschichte und der Bedeutung der Märchen nachgegangen und haben immer wieder Erstaunliches über diese wunderbaren und rätselhaften Erzählungen zutage gebracht, deren Kern nie ganz erfaßt und deren Sinn nie ganz erschöpft wird; «denn

jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegungen fähig; denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen» (W. Grimm, Über das Wesen des Märchens, Kleinere Schriften, Bd. I, S. 335).

Unter diesen Voraussetzungen durfte die Deutung eines einfacheren Märchens gewagt werden, umsomehr, als es sich im folgenden um eine unverbindliche persönliche Einfühlung in eine kleine Erzählung handelt, wie sie jeder Dichtung gegenüber auch dem Laien erlaubt ist.

*

Das Märchen vom «Marienkind» gehört nicht zum selbstverständlichen Besitz unserer Kinder, vielleicht weil ihm im Vergleich mit andern das Ungeheuerliche, Abenteuerliche fehlt. Die Brüder Grimm haben es 1807 von Gretchen Wild, der Schwester der späteren Frau Wilhelms, in Kassel gehört und als drittes Märchen in den ersten Band aufgenommen.

Marienkind war das einzige Töchterchen sehr armer Holzhackerleute. Dem verzweifelten Vater begegnete, als das Mädchen drei Jahre alt war, im Wald die Jungfrau Maria, «eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt». Sie nahm als dessen Pflegemutter das Mädchen mit sich in den Himmel. Dieser war ein großes Haus mit mindestens 13 Zimmern, und Marienkind «aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm.» Als es vierzehn Jahre alt war, gab ihm die Jungfrau «die Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmels in Verwahrung», weil sie selbst eine große Reise vorhatte, verbot ihm aber, die 13. Türe zu öffnen. Das Mädchen zeigte sich dieser Probe nicht gewachsen; es öffnete vorwitzig auch die verbotene Türe, erblickte darin die Dreieinigkeit «in Feuer und Glanz», und nachdem es vom Berühren des Glanzes einen goldenen Finger bekommen hatte, floh es voll Angst. Kurz danach erschien die Jungfrau wieder und erkannte am laut pochenden Herzen des Mädchens und am Goldfinger den Ungehorsam. Da Marienkind aber die Schuld leugnete, wurde es im Schlaf auf die Erde in einen Wald versetzt, wo es nun, der Sprache nicht mehr mächtig, von einer dichten Dornhecke gefangen, ein mühseliges, einsames Leben verbrachte. Ein jagender König bahnte sich bei der Verfolgung eines Rehs einen Weg durch das Dorngebüsch, nahm die schöne Stumme mit sich aufs Schloß und heiratete sie. Die zwei Söhne und das Töchterchen, die sie ihm gebor, nahm die Jungfrau Maria zu sich, weil Marienkind hartnäckig seine alte Schuld leugnete. Demut und Reue kamen erst in ihr Gemüt, als sie als Kindsmörderin verbrannt werden sollte. Da löschte die Jungfrau Maria das Feuer, gab ihr die Kinder und die Sprache wieder mit den Worten: «Wer seine Sünde bereut und eingesteht, dem ist sie vergeben», und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Wie die letzten gewichtigen Worte der Jungfrau Maria zeigen, hat das Märchen vom «Marienkind» deutlich lehrhafte Absicht, und unschwer ist

christliche Auffassung herauszulesen: Der Sünde des Ungehorsams folgen als Strafe die Vertreibung aus dem Paradiese und ein Leben in Mühe und Not auf Erden; die Selbstgerechtigkeit des Menschen und sein Verharren im Bösen zerbrechen erst in neuer, äußerster Not; doch Gott ist gnädig, und «so wird im Himmel mehr Freude sein über *einen* Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen» (Luk. 15, 7).

*

Außer dieser sinnfälligen Parallele zu biblischem Geschehen und christlicher Botschaft ist aber noch eine andere Deutung möglich. Die meisten eigentlichen Märchen (also abgesehen von Schwank- und Tiermärchen) erzählen nämlich den Lebens- und Bewährungsweg eines Menschen in verschiedenen entscheidenden Stufen. So könnte auch das Märchen vom «Marienkind» einige wichtige Stufen eines Menschen- und hier besonders Frauenlebens im Bilde zeigen.

Die ersten drei Lebensjahre in der nahen Pflege der Eltern werden nur gestreift. Erst als das Kind durch Aneignung der Sprache die ersten Schritte zur Bewußtheit zu tun im Begriffe ist, kommt es in das Reich der Jungfrau, d. h. von da an gehen Eltern und Kind im wörtlichen Sinn andere Wege. Die geistige und räumliche Entfernung wird so groß, daß das Mädchen nicht zurück zu seinen Eltern, sondern in seinen eigenen Wald aus dem Himmel entlassen wird. Das Märchen vergißt die Eltern! Und wo in einem Märchen die Helden nach Hause kehren (wie etwa Hänsel und Gretel), steht die wieder hergestellte Familiengemeinschaft unter anderen, neuen Bedingungen (Hänsel und Gretel haben die Hexe besiegt, sind reich geworden, und die böse Mutter ist gestorben).

Mit dem neuen Leben unter der Obhut einer himmlischen Macht deutet das Märchen treffend die Andersartigkeit der Welt des Kindes: es lebt, immer bildlich gesprochen, in andern Räumen, ohne wirklichen menschlichen Kontakt und ohne Sünde; es scheint der ganze Himmel um dieses Kindes willen da zu sein.

Mit der Zeitangabe «als es nun vierzehn Jahre alt war» bezeichnet das Märchen das Ende dieser Lebensstrecke und den Beginn einer neuen, nach dem Recht der epischen Kleinformen ohne vorbereitenden Übergang. Die Jungfrau Maria als höhere Macht führt die Probe herbei und weiß gewiß, daß das Kind nicht bestehen wird oder darf, wenn es zu wahren Menschentum reifen soll. Ein Verharren in der kindlichen Paradieswelt der Ichbezogenheit und Sündlosigkeit wäre unmenschlich oder übermenschlich. Die Probe besteht offenbar darin, daß der junge Mensch zur Verantwortung aufgerufen wird, unvermittelt und kaum vorbereitet, wie es das Leben tut: «Hier sind die Schlüssel!» und das heißt etwa: Wähle dein Leben; übernimm die Führung selbst! Mit dieser Aufforderung erweitert das Kind, Türe um Türe, den Raum seiner Welt. Bestimmend sind dabei sicher die Neugier, aber auch der Drang nach dem Schönen, Wahren, Guten, das

hinter den Türen verborgen sein kann. Die Sehnsucht nach dem Letzten, Höchsten, Tiefsten, die typisch menschliche Situation, läßt das Mädchen auch die 13. Türe öffnen. So *schaut* es die Gottheit wie Moses im «Feuer und Glanz». Aber diese Schau muß zugleich wunderbar wie grauenhaft gewesen sein; denn «alsbald empfand es eine gewaltige Angst, schlug die Türe heftig zu und lief fort; die Angst wollte auch nicht wieder fort, es mochte anfangen, was es wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden». Die Lebensangst, welche das Mädchen für immer ergreift, ist Ergebnis innerer Schau und nicht erfahrener und erlebter Wirklichkeit; sie ist die *unbewußte Erkenntnis* der Herrlichkeit, aber auch der Abgründigkeit des Lebens. Selbstverständlich, daß es eine Erfahrung leugnet, für welche es keine Worte hat. Diese gewaltige menschliche Urerfahrung, zugleich Fluch und Auszeichnung, erscheint im Märchen bildhaft schlicht als der vom Glanze der Gottheit vergoldete Finger, welcher Zeichen der Sünde und auch der Erwählung ist.

Was nun folgt, ist ein wundervolles Bild für die Reifezeit (Pubertät) eines Menschen. Das Mädchen *kommt* zum zweitenmal *zur Welt* und *erwacht* aus tiefem Schläfe. Es ist *ausgesetzt* im Walde, *vereinsamt* und auf sein eigenes ungesichertes Ich angewiesen. Das bisherige kindliche Gewand fällt stückweise ab, und schutzlos, nackt und verwundbar bleibt es allen Unbilden ausgesetzt. Durch das umgebende Dorngestrüpp schließt es sich zwar gegen außen rauh ab, vereitelt sich aber selbst auch den Ausbruch aus der Vereinsamung. Schöner kann dieser Zustand kaum bezeichnet werden, als es das Grimmsche Märchen tut: «So saß es ein Jahr nach dem andern und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.»

Nie erlöst sich ein verzauberter Märchenheld selbst, nie findet er allein den Ausgang aus der Dornenhecke oder aus dem zugemauerten Turm (Rapunzel); immer ist es ein anderer Mensch, der aus Neigung, Wage- oder Opfermut den Bann bricht, die Erlösung zur rechten Zeit mit geheimnisvollen Kräften vollbringt, die Vereinzelung aufhebt. Ist das Reh, bei dessen Verfolgung der König auf den Dornhag stößt, nicht irgendwie im Dienste der Jungfrau Maria? Durch die männlich harte Befreiungstat des Königs hat Marienkind gefunden, was zu einem Menschenleben gehört: einen Menschen zum Lieben und Umsorgen; und auch als Mutter erfüllt sie Menschenschicksal. Sie lebt geborgen (das Märchen sagt gekleidet) und scheinbar beruhigt; aber noch ist ein verlässlicher Bezug zu ihrer Umgebung und zu Gott nicht gefunden, oder, wie das Märchen dies ausdrückt, noch ist sie stumm. Und im Unglück, da ihr die drei Kinder genommen werden, verläßt sie auch ihr Gatte, in seiner Liebe irre geworden. Daß die Menge das Grauenhafteste von ihr glaubt, sie habe ihre eigenen Kinder gefressen, ist deshalb nicht verwunderlich.

In der zweiten Feuerprobe, die wiederum im menschlichen Versagen ihren Grund hat, tut sich ihr der Weg zu Gott und den Menschen in der

Demut auf, und weil ja alles im Märchen Gleichnis sein kann, erhält sie als herrlichsten Lohn ihre Kinder wieder, und vor allem die Sprache, durch die erst verstehendes Einssein unter Menschen möglich ist. Erst jetzt belohnt das Märchen seine Heldin mit dem berühmten ungetrübten Glück unter dem Schutze der höheren Mächte, und erst jetzt rechtfertigt sich der Goldfinger als Zeichen der Gnade. Die innige menschliche Gemeinschaft und die «innige Ergebenheit in Gott» der ersten Kindheit sind nun auf höherer, bewußter Ebene hergestellt.

Auch wer dem Kinder- und Hausmärchen solche zwar bildhaft ausgesprochene Weisheit und Einsicht in die menschliche Seele und ihren Weg nicht zutraut, muß gestehen, daß sich die Ereignisse im Laufe der Erzählung merkwürdig sicher verknüpfen, oder, volkstümlich ausgedrückt, daß es lächerlich gut klappt. Wenn also Marienkind's Eltern nicht so schrecklich in Not gewesen wären, hätte die Jungfrau sich ihrer nicht angenommen. Hätte sich Marienkind im Himmel nicht so ungeschickt benommen, dann hätte es keinen goldenen Finger bekommen und wäre nicht in die Dornhecke verbannt worden, wo es der König finden mußte, weil ihn das Reh dorthin geführt hatte. Hätte Marienkind nicht so hartnäckig seine Schuld geleugnet, so hätte es nicht zur Feuerprobe kommen müssen, und die letzte Läuterung hätte nicht stattgefunden. So genau verbinden sich die Abenteuer und Episoden in allen Märchen, daß Wilhelm Grimm mit Recht vermutete, dies sei Ausdruck uralter religiöser Anschauungen. Wir erkennen darin den Glauben an die Sinnhaftigkeit menschlichen Schicksals, die Überzeugung, daß der Mensch, wie unverständlich und hart ihm sein Schicksal erscheint, doch immer zu seinem Besten geführt wird; nicht so zwar, daß er willenlose Marionette in der Hand höherer Mächte wäre, sondern es entscheidet im schicksalhaften Augenblick immer der freie Entschluß (das beweisen die vielen Doppelgeschichten, am deutlichsten vielleicht in «Frau Holle»). Uns scheint deshalb, in einer Zeit der Glaubensunsicherheit, von besonderer Wichtigkeit, den Kindern in den Märchen eine «heile Welt», eine Welt sinnvoller Ordnung in dichterischer Schau zu zeigen, und Wilhelm Grimm bezeugt dies aus eigener Erfahrung: «Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte aufwachen und wachsen.»

*

Die vorliegenden Versuche, zum Gehalt des Märchens vom «Marienkind» vorzudringen, fußen auf der gegenwärtigen Gestalt dieses Märchens. Nun hat aber das Märchen wie jede Schöpfung des menschlichen Geistes auch seine Geschichte. Zwar gibt es keine früheren Aufzeichnungen, die uns die ältere Form zeigen könnten; doch läßt sich einiges aus der von den Brüdern Grimm treu nachgezeichneten Erzählung schließen.

Zunächst ist das erste Erscheinen der Jungfrau Maria, der zentralen Gestalt des Märchens, auffallend. Am Arbeitsplatz des Holzhackers, also im

Wald, steht sie plötzlich vor dem betrubten Vater und stellt sich umständlich vor: «Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins.» Folgende Erklärungen sind für diesen Eintritt möglich: Erstens darf man mit Sicherheit annehmen, daß unsere Märchen vor Jahrhunderten der Unterhaltung und der Belehrung der Erwachsenen dienten, wie sie's bis heute in «unterentwickelten» Ländern (wenn dieser rauhe Ausdruck der Wirtschaft gestattet ist) tun oder getan haben. Dann sanken also diese Erzählungen im Laufe der Entwicklung des europäischen Geistes zu den Kindern ab, wie die Volkskunde diese Erscheinung nennt, und wurden in Jahrhunderten häuslicher Tradition den Kindern angepaßt, so daß Märchen also nicht mehr «kleine interessante Erzählung» bedeutet (vgl. Anfang des Nibelungenliedes: «Uns ist in alten *maeren* wonders vil geseit»), sondern eben diese besondere Art der Kindergeschichte. Dieser Anpassung an die kindliche Vorstellungswelt mag die Apposition, «die Mutter des Christkindleins», zuzuschreiben sein.

Zweitens wäre es denkbar, daß das Märchen vom «Marienkind» in Hessen aus katholischen Gegenden Deutschlands zugewandert wäre und daß den kleinen protestantischen Hörern das wunderbare Erscheinen und Wirken der Muttergottes erklärt werden mußte, da ja die Legende in protestantischen Gebieten abgestorben ist.

Nun ist aber der Wald nicht der übliche Erscheinungsort der Maria, sondern der Ungeheuer, der bösen und guten Frauen und Männlein (z. B. der Hexe in «Hänsel und Gretel»), und auch die Sternenkronen, das volkstümliche Attribut, entstammt nicht der Vorstellungswelt der Evangelien, sondern ist Zeichen der Herrin des Himmels.* Die Wohnung der Maria und ihres Pflegekindes ist zwar der Einbildungskraft der Kinder gemäß dargestellt, aber sie gleicht auffallend den Häuschen, Häusern und Schlössern, meist im dunkelsten Wald versteckt, welche von allerlei Unheimlichem erfüllt sind (z. B. das Hexenhäuschen in «Hänsel und Gretel»); ja in einigen dieser Häuser gibt es auch eine verbotene Türe, hinter welcher das entsetzte Mädchen aber die zerhackten Leiber seiner unglücklichen Vorgängerinnen im Blute liegen sieht («Fitschers Vogel», «Blaubart»). Auch die Stellung der Maria als Himmelsherrin (sie verfügt über die Schlüssel zu den Zimmern der Apostel und der Dreieinigkeit) und die Härte, ja Grausamkeit, mit der sie das sündige Mädchen züchtigt, entsprechen nicht unsern Vorstellungen von der Mutter des Heilands, der Gnadenvollen. Es ist daher zu vermuten, daß der Name dieser «schönen großen Frau» eine christliche Zutat und der legendenhafte Zug des ganzen Märchens christliche Umformung einer älteren Erzählung sei. Das Verbreitungsgebiet des Märchens vom Marienkind deutet auch darauf hin: in den «Anmerkungen zu den

* Diese Auffassung von der sternbekrönten Maria fußt letztlich auf der Offenbarung des Johannes 12, 1–6.

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm» von Bolte und Polivka (Band I, Seite 13 ff.) sind Varianten verzeichnet aus der Oberpfalz, Ostpreußen, Norwegen, von den Färöern, aus Lothringen, Polen, Ungarn, Slowenien, Weißrußland, Litauen, Lettland und Finnland, also nur aus christlichem Gebiet. Zu der Vermutung einer zugrunde liegenden Erzählung ohne christlichen Gehalt stimmt die von den Brüdern Grimm schon 1812 im Anhang mitgeteilte andere Version aus Hessen: Weil der Vater seine Kinder nicht mehr ernähren kann, will er sich im Wald erhenken; «da kommt ein schwarzer Wagen mit vier schwarzen Pferden; eine schöne, schwarzgekleidete Jungfrau steigt aus»; sie hilft dem verzweifelden Manne, verlangt aber dafür, was in seinem Hause verborgen sei, d. h. das Kind im Mutterleibe; später führt die Schwarze das Mädchen «fort zu einem schwarzen Schloß», und im verbotenen Zimmer erblickt es vier schwarze Jungfrauen. Dann verläuft die Erzählung gleich wie die vom «Marienkind», nur daß die böse Schwiegermutter die drei Kinder ertränkt und zuletzt dafür bestraft wird. — Diese schwarze Jungfrau mit ihrer unheimlichen Kutsche und dem düsteren Schloß ist nun gewiß keine lichte Muttergottes, sondern eher eine Herrin der Nacht und des Dunkels, der die Sternenkronen auch wohl anstünde, vielleicht sogar — da sie sich dem lebensmüden Vater nähert, das Ungeborene kennt und die toten Kinder wieder ins Leben ruft — eine dunkle Herrin über Leben und Tod. Die vier schwarzen Pferde sind vielleicht die vier im verbotenen Zimmer eingeschlossenen Jungfrauen, welche möglicherweise in einem verlorenen Teil der Erzählung durch die standhafte Stummheit der Heldin erlöst wurden, wie ähnliche Märchentypen ahnen lassen. Die gewaltige dunkle Frau, deren Größe und Furchtbarkeit man in diesem Märchen kennen lernt, ist vielleicht ein Abglanz jener Muttergöttin, von welcher die Mythen der Alten erzählen und deren Bild von grotesker Mütterlichkeit steinzeitliche Künstler uns hinterlassen haben.

Die Geschichte des Märchens vom «Marienkind» zusammenfassend, darf man also annehmen, dieser mythische Gehalt sei im Widerstreit mit andern Anschauungen verblaßt, endlich nicht mehr verstanden worden, und in christlichem Geiste sei aus der dämonischen Urmutter wenigstens dem Namen nach die Muttergottes geworden, sei deshalb das Entzaubungsmotiv (Erlösung der Jungfrauen und der Kinder) als sinnwidrig fallen gelassen und die dadurch ziellos gewordene Stummheitsprobe zum sündhaften Trotz gegen die liebende Führung Gottes umgedeutet worden.

*

In die letzten, tiefsten Schichten des Gehaltes unseres Märchens wagen wir nicht vorzustoßen. Da müßte nämlich nach der Herkunft und Bedeutung der Bilder vom Wesen und Wirken der weiblichen Gottheit gefragt werden, die als alte Frau, Hexe, Frau Holle und hier als Jungfrau Maria oder schwarze Jungfrau in vielen Märchen eine Rolle spielt. Ent-

scheidendes in dieser Richtung hat C. G. Jung mit seiner Untersuchung über «die Symbolik des Geistes» getan, worin er die Bilder des Märchens als Urbilder der Seele auffaßt gleich denen der Mythen und Träume. Auf Grund seiner Theorie hat Hedwig von Beit einen Versuch über die «Symbolik des Märchens» (Bern 1952) gewagt; bezeichnenderweise ist aber gerade vom «Marienkind» darin nicht die Rede, offenbar weil die ältesten Bestandteile, auf die es der Autorin ankommt, durch spätere Umformung verdeckt sind. Gerade diese Umformung erweist aber die ungeschwächte Kraft des Märchens, da es dadurch neue Schönheit und neuen Symbolwert erhalten hat, ohne die alte Herkunft zu verleugnen.

*

Die Freude am Märchen wie an jeder Dichtung und am Kunstwerk überhaupt ist nicht abhängig von dem, was man darüber zu sagen weiß und hineindeuten kann; wenn aber der vorliegende Interpretationsversuch nur *einen* Leser für ein neues, wissendes Verständnis des Märchens gewinnen konnte, ist seine Aufgabe erfüllt und sein Bemühen belohnt.

Wie man in Finnland das Märchen von Frau Holle erzählt

Ein Mann, dem seine Frau gestorben war, heiratete zum zweitenmal, um seiner Tochter wieder eine Mutter zu geben. Die Frau aber, die er nahm, war die böse Gefräßige selber, und so erhielt das Mädchen eine Hexe zur Stiefmutter. Eine Zeitlang ging alles gut, und man lebte in Frieden miteinander, bis die Gefräßige eines Tages ein Kind, ebenfalls ein Mädchen, bekam. Seit dieser Zeit begann sie ihre Stieftochter zu hassen. Die beiden Kinder wuchsen aber dennoch nebeneinander auf und lebten wie Geschwister. Nun aber begann die Stiefmutter die erste Tochter ihres Mannes recht zu quälen und zu plagen, so schlimm, wie sie es nur immer vermochte, und sie strebte überhaupt danach, dem Mädchen das Leben gründlich zu verleiden. Das Mädchen war nämlich zierlich und schön, aber die eigene Tochter der Gefräßigen war krumm gewachsen und hatte auch sonst ein häßliches Aussehen.

Was sollte das arme, geplagte Mädchen tun? Konnte ihm nicht jemand helfen? Der Herbst kam, und die Seen froren zu. Da schlug die Gefräßige eines Tages am Ufer mit der Eispicke ein Loch ins Eis und ließ ihre Töchter dort sitzen und spinnen. Ihrer eigenen Tochter aber gab sie wenigstens ein gutes Bündel Werg, der Stieftochter dagegen einen großen Ballen, der mit Moos vermischt war und darum immerzu auseinanderfiel. «Setzt euch an das Loch», befahl die Gefräßige, «und spinnst so gut ihr könnt. Wem aber Werg in den See fällt, der muß es auch wieder herausholen. Wehe euch!»